

APOLOGETISCHE BLÄTTER

Mitteilungen des Apologetischen Instituts des Schweizerischen katholischen Volksvereins,

Postcheck-Konto VIII 27842

Zürich / Hirschengraben 86

Preis vierteljährlich Fr.2.- Erscheint zweimal monatlich, 12-14 seitig.
Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet.

Nr.17

8. September 1941

5. Jahrgang

I n h a l t

Betttag im Bundesjubiläumsjahr S.201

Mitteilungen:

Gewissensstimme als Rufen der Seele nach Gott S.205
Wege der Erneuerung in Frankreich S.207
Erneuerung. II. "Der Schweizer und sein Staat" S.211

Artikel 4 unserer Reihe "Das Ringen um Gemeinschaft in der religiösen Literatur" erscheint in der nächsten Nummer".

Betttag im Bundesjubiläumsjahr.

Der heutige Brauch, den gemein eidgenössischen Dank-, Buss- und Betttag am 3. Septembersonntag zu begehen, geht auf einen Tagsatzungsbeschluss vom 1. August 1832 in Luzern und auf einen Antrag des Standes Aargau auf der Tagsatzung 1831 ebendort zurück. Der Antrag wird mit "der Notwendigkeit einer innigern Vereinigung der Eidgenossen zu einem kräftigen, einträchtigen Ganzen" begründet und die Meinung ausgesprochen, "es sollten einer solchen... Feier umso weniger Hindernisse entgegenstehen, als wir alle ja Christen sind, alle, wenn auch unter verschiedenen Formen, einen Gott verehren und in dem erhabenen religiösen Zweck, der der Feier eines Buss- und Betttages zugrunde liegt, in der Erhebung zum Ueberirdischen, keine Verschiedenheit der Interessen und Ansichten waltet, die in irdischen Dingen unsere Nationalkräfte so sehr lähmt und zersplittert".

Die Eidgenossen vor 110 Jahren fühlten sich trotz der Konfessionellen Verschiedenheit eins "in der Erhebung zum Ueberirdischen" und erwarteten von der gleichen geistigen Haltung eine Ausstrahlung auf den irdischen Bereich des Volkslebens, wo sie unter der Verschiedenheit der Interessen und Ansichten litten. Wir Heutigen leiden nun gewiss auch noch unter einer Interessen- und Ansichtenverschiedenheit

in irdischen Belangen. Aber das eine lässt sich doch wohl behaupten, dass wir im grossen und ganzen einen einheitlichen politischen eidgenössischen Willen haben. Eben, wo wir uns zur Bottagsfeier 1941 rüsten, haben wir die grossen Jubiläumsfeiern hinter uns, an denen wir kräftig die politische Einmütigkeit bekundet haben. Wie steht es aber mit unserer geistigen Einheitlichkeit? Was wir schon lange wussten, ist gerade um die Zeit des Bundesjubiläums herum vor allem Volk deutlich und für uns Katholiken z.T. recht schmerzlich offenbar geworden, dass es nämlich den Eidgenossen an der geistigen Einheit und gegenseitigen Duldsamkeit weitgehend fehlt.

An erster Stelle ist die Polemik einer Minderheit zu nennen, die sich heute gern das konfessionell-antikatholischen Mäntelchens bedient, im Grunde aber durchaus *a n t i r e l i g i ö s* ist. Im "Freidenker", der auf den 1. August erschien, wurde zum voraus zur Aufmerksamkeit aufgerufen auf das "eigene Gepräge", das die diesjährigen Augustfeiern haben würden. "Der römisch-katholische Glaube war der Glaube unserer Väter, und das Ziel der gegenwärtigen Politik ist eindeutig nur das eine, das Schweizervolk so oder anders wieder in die Hände der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen." Der freidenkerische Geist hat dann tatsächlich zwei "Fälle" aufgegriffen, um mit Spott oder mit Entrüstung dagegen aufzustehen: Die Aufhebung des Fleischverbotes an Mariä Himmelfahrt und die Antwort des Bundesrates auf die päpstliche Gratulation zum Jubiläum. "Gelobt seist du, Maria!" hat die "Berner Tagwacht" geschrieben und die Schweiz als "ausgewähltes Volk" gepriesen, dass "jetzt sogar die gebenedeite Mutter Gottes uns zu ihrem Himmelfahrtfest zu fleischlichen Genüssen verhilft". Das gleiche Blatt hat es als "peinlich" empfunden, dass der Bundesrat den "Herrgott in den Mittelpunkt" stellt, "als wäre die Schweiz eine katholische Provinz und hätte hier die Aufklärung nie eine grössere Rolle gespielt... Der Bundesrat antwortete gottgläubig, unser Friede sei ein Geschenk der Vorsehung. Verglichen mit dem Schicksal anderer Völker wären wir somit fast so etwas wie ein ausgewähltes Volk. Dem klaren Denken graut vor solcher Mystik".

Diese Gruppe von Kritikern braucht uns aber nicht weiter zu stören; sie ist, wie oben bereits gesagt, eine Minderheit, ja eine verschwindende Minderheit. Die "Berner Tagwacht" ist nicht die sozialistische Presse und nur ein kleiner Teil von den ca. 40,000 Konfessionslosen, die unser Land zählt, sind militante Freidenker. Die grosse Masse der Sozialisten und zahlreiche ihrer Führer finden ganz in der Ordnung, was der Papst zum Bundesjubiläum schrieb und der Bundesrat darauf antwortete. Auch die meisten Konfessionslosen stossen sich nicht im geringsten daran.

Schon grössere Bedeutung kommt einer mehr *k o n f e s s i o n e l l* gemeinten Kritik gewisser *p o l i t i s c h e r* Kreise zu. Diese haben sich schon früher mit ihrer Polemik zu Wort gemeldet, aber nach dem Bundesjubiläum mit einer Heftigkeit und in einem drohenden Ton, die verblüffen. "Die Nation", deren Gefolgschaft gemeint ist, schreibt am 14. August in einem Leitartikel, der sich mit dem Bundesfeierspiel von Cäsar von Arx befasst: "Wir sehen am innerpolitischen Horizont der Schweiz eine Gefahr wachsen, die uns ganz und gar nicht gefallen will... Es wird bald eine Zeit kommen, wo man darüber mit aller Deutlichkeit wird reden müssen, und wo die Kräfte aller auf-

geschlossenen, Freiheitsliebenden Eidgenossen wie ein Mann zusammenstehen müssen, um das bedrohliche Aufleben eines reaktionären Geistes zu verhindern. Wir möchten den Freunden des 'ancien régime' doch empfehlen, den Bogen nicht zu überspannen und in einer Zeit, die wie nie zuvor von uns Einigkeit verlangt, einen neuen Kulturkampf heraufzubeschwören.." Was hat diese Kreise denn so gestossen, dass sie gar mit Kulturkampf drohen? Man höre und staune! "Die eines stolzen, freien Volkes unwürdige, langatmig- unterwürfige Antwort des Bundesrates auf die päpstliche Gratulation zur 650-Jahrfeier, und die Aufhebung des Fleischverbotes an Maria Himmelfahrt, einen Feiertag, dem nie allgemeine und schweizerische Bedeutung angemessen worden kann, zeigen nur allzu deutlich, woher der Wind weht."

Hätte der Papst ein kurzes Telegramm geschickt, hätte der Bundesrat ebenso geantwortet. Der Papst hat in Freundlichkeit einen Brief geschrieben, der Bundesrat in corpore hat mit einem Brief geantwortet. Weder, was der Papst schrieb, noch was der Bundesrat antwortete, brauchte nichtkatholische Eidgenossen, ausgenommen etwa die oben genannten militanten Freidenker, stossen. Vom protestantischen Konfessionsteil her ist uns auch keine Kritik bekannt geworden. Aber der Antwortbrief ist auch eine Freundlichkeit gegenüber den Katholiken, und die ist eben diesen politischen Kreisen weder denkbar ohne besondern katholischen Vorstoss noch erwünscht. Das gleiche gilt bezüglich der Aufhebung des Fleischverbotes an Maria Himmelfahrt. Dass das Kriegsernährungsamt einem Dispensgesuch, damit die Katholiken nicht drei fleischlose Tage hintereinander haben, stattgibt, ist den Leuten so unerhört, dass sie allerhand dahinter vermuten. Schrieb doch eine andere Zeitung dieses Kreises: "Kam der Wink oder sogar Befehl nicht von höher? Das letztere wird bestimmt (!) der Fall sein. Ettersche Kulturpolitik."

Auch die Aufhebung des Fleischverbotes an Maria Himmelfahrt wurde von offiziellen protestantischen Kreisen u.W. nicht kritisiert. Dafür aber andere Dinge.

Wir meinen weniger die Klage über die 1. Augustnummer der "Schwyzer Zeitung". In der Festnummer stand auch ein Artikel: "Damit wir alle eins seien", der vom Wiederkatholischwerden sprach. Die Nummer wurde sämtlichen Ehrengästen auf den Tisch gelegt, wie man das mit der Lokalzeitung zu tun pflegt, wenn irgendwo eine offizielle Festlichkeit stattfindet. Man hat doch den Herren die ganze Zeitung übergeben und nicht bloss den einen Artikel! Am Protestantischen Volkstag in Altstätten am 31. August hat Bundesrat Kobelt eine Ansprache gehalten und von der "beinahe kongruenten Gliederung der schweizerischen evangelischen Kirche mit derjenigen des schweizerischen Staates" gesprochen, aus der "gerade... sich eine reibungslose und doch enge Zusammenarbeit von Kirche und Staat ergabe. Man hätte sich katholischerseits auch daran stossen können, dass ein Bundesrat das sagt und herauslesen können, dass er mit der katholischen Kirche eine reibungslose und enge Zusammenarbeit für nicht oder weniger möglich halte. Es hat das keine katholische Zeitung getan, und wir tun es auch nicht. Die katholischen Zeitungen haben im Gegenteil dem Herrn Bundesrat warm und herzlich für das echte, christliche Bekenntnis gedankt, das aus der Ansprache klang.

Die Katholiken hat das protestantische Echo aufhorchen lassen, welches eine rein private Meinungsäusserung im "Unterwaldner" fand. In dem, wie gesagt, unmassgeblichen Artikel wurde die Frage der Nachfolge für den verstorbenen Bischof von Chur erörtert und von einer

angeblich wünschbaren Erstellung eines Bistums der Innerschweiz und eines Bistums Zürich gesprochen. Die private Meinungsäußerung war auch für die Katholiken überraschend. Aber noch mehr überraschte sie, dass man sich protestantischerseits nur auf den Artikel 50 der Bundesverfassung besinnt, der die Errichtung von Bistümern auf schweizerischem Gebiet von der bundesrätlichen Genehmigung abhängig macht und auf die für sie unmögliche Vorstellung eines Bischofsitzes in Zürich. Denn, vom Protestanten her gesehen, sollte das doch eine private Angelegenheit der katholischen Kirche sein, wie sie ihre Bistümer einteilt oder ändert. Und, vom Staat her gesehen, gibt es doch auch einen Artikel 45 in der Bundesverfassung, der jedem Schweizer das Recht der Freizügigkeit zuerkennt, einen Artikel 49, der die Glaubensfreiheit unverletzlich erklärt und die Anerkennung der kirchlichen Autonomie. Wo Aenderungen kirchlicher Verhältnisse die Aufgaben des Staates nicht erschweren und seine Finanzen nicht stärker belasten, sollte der Staat sich nicht in sie einmischen. Jede Sekte kann auf Grund dieser drei Grundsätze, die ihnen gegenüber wie selbstverständlich gelten, ihre Gemeindeangelegenheiten ungestört regeln, wo auch immer in der Schweiz. Der Gedanke, dass es eigentlich auch bezüglich der Katholiken so gehalten werden müsste, ist nicht im mindesten in Erwägung gezogen worden. Statt dessen wird von einem "merkwürdigen Versuchsballon" geredet, den der "Unterwaldner" hat aufsteigen lassen, und die Vermutung ausgesprochen, dass es wohl in die "Offensivlinie der katholischen Kirche" gehöre, die Zwinglistadt zum Bistumssitz zu machen.

Von geringfügigeren Misstönen wollen wir schweigen. Vor zwei Jahren haben wir in den "Apolog. Blättern" uns ein Bild über die religiöse Lage in der Schweiz ausserhalb der katholischen Kirche im Spiegel der nichtkatholischen Bettagsartikel zu machen versucht (1939, Nr. 35). Zum diesjährigen Bettag hat uns die Presse der letzten Wochen eine gewisse Orientierung geradezu aufgedrängt. Freilich, wo verschiedene Konfessionen und geistige Gruppen nebeneinander bestehen, sind damit Differenzen und auch Disharmonien gegeben. Es gilt die Kraft aufzubringen, sie, soweit sie sich nicht überwinden lassen, zu ertragen im Geiste der Gerechtigkeit, Freiheit und Liebe. Der Bettag ist da, vom Herrgott auch diese Kraft zu erbitten.

Der Bettag im Bundesjubiläumsjahr lässt die grosse Mehrheit des katholischen und protestantischen Volksteils sich mit Dankbarkeit daran erinnern, dass an den Jubiläumsfeiern die Schweiz als christlicher Staat bekannt und anerkannt wurde. In seiner Botschaft hat der Bundesrat für den Schutz des Bundes Gott gedankt und um weiteren Schutz und Segen gebetet, "damit der eidgenössische Bund... mit Gottes Hilfe ewig dauern möge". Der Tagesbefehl des Generals für den 1. August und seine Bundesfeierrede trug die religiöse Grundnote. Und gleichsam um manchen Kritikern die Antwort zu geben, hat Bundesrat Kobelt am 31. Aug. am Prot. Volkstag in Altstätten erklärt, alle Bundesräte hätten am 1. August an den Feldgottesdiensten in Schwyz teilgenommen, um damit zu bekunden, "dass die Landesregierung auf dem Boden des Christentums steht u. ihr Amt im Geiste christlicher Glaubensgrundsätze verwaltet will..." Und ausdrücklich gesagt: "Wir nennen den schweiz. Staat einen christlichen Staat und wollen, dass er es auch sei, dass Staatsverfassung, Staatsgesetze und Staatsordnung vom christlichen Geist durchdrungen seien..."

Auch wollen wir nicht vergessen, dass über die kirchlichen Kreise hinaus heute wieder gerungen wird um ein gesundes Familienleben, um Ordnung im Berufsleben, um Gemeinschaftssinn und um eine innere sittliche Verantwortung vor Gott, welche die Voraussetzung ist für das Leben im freiheitlich regierten Staat. Das sind Tatsachen, an denen die Kritiker von oben nichts ändern. Die Freude darüber gerade am Bettag können sie nicht trüben.

M i t t e i l u n g e n

Gewissensstimme als Rufen der Seele nach Gott.

Was die "Stimme des Gewissens" sei und wieso sie so fest und unbedingt fordernd von Gut und Böse, von Pflicht und Schuld reden könne, das ist eine jener uralten Menschheitsfragen, die doch jedes Geschlecht von neuem stellt und auf die jede Generation aus der Not gerade ihrer Zeit heraus die Antwort irgendwie von neuem prägt. Zur tragischen Neu-rose modernen Denkens gehört es, wenn es vor dieser Frage so manchmal ausweicht und flüchtet, sei es nun Flucht in den stürmischen Kultus blosser Vitalität und erfolgreicher Tat, sei es Flucht in die Koketterie eines wohligen "Leidens an unlösbarer Daseinsproblematik". Solcher Flucht gegenüber hat es einen eigenen Reiz, das geistige Suchen eines Mannes zu beobachten, der während mehrerer Generationen im Ringen der Zeit um ethische Probleme stand und der am Ende seines Forscherweges noch einmal die Fülle von "Gewissens-Theorien" an sich vorbeiziehen lässt, um Brauchbares vom Wertlosen zu sichten. Will er das "Facit" seines Lebens ziehen und fragen, was seinem Leben und Denken eigentlich den innersten Wert gegeben habe? Jedenfalls spricht aus Hermann Nohls Buch über "Die sittlichen Grunderfahrungen" (Frankfurt, 1939) trotz allem, was in dem Buch nicht befriedigt, ein unverkennbarer Ernst des Suchens.

Nohl steht noch stark, zu stark, im Bann der alten "Autonomielehre" Kants (wonach der sittliche Wert einer Tat, unter Ausschluss aller Fremdgeseztlichkeit, nur im Gehorsam gegen das selbstgegebene Gebot der autonomen sittlichen Vernunft zu suchen wäre); er versperrt sich infolgedessen zuletzt den Weg zur Deutung und sicheren Unterbauung des Gewissens. Aber er spürt doch das Ungenügende und zu Formalistische der Kantischen Ethik und dass man viel mehr nach den Zielen und Inhalten menschlichen Wollens fragen muss, wenn man dessen sittlichen Wert oder Unwert beurteilen will. Darum sichtet und prüft er zunächst vier Gruppen von "sittlichen Wertnormen" im Ziel menschlichen Wollens. Es sind Wertnormen, die verschiedenen Schichten im menschlichen Sein entsprechen.

Lust und Eigennutz können nicht das letzte Richtmass des Gewissens sein, schon weil sie nur auf die niedrigste, biologische Seinsschicht im Menschen abgestimmt sind. Frohgespanntes Wollen mit seiner Kraft, Folgerichtigkeit, Ausdauer, Geschlossenheit der Zielsteckung entsprechen zwar einer feineren Seinsschicht (dem "Thymos"). Aber wer hier ein letztes Richtmass sittlichen Wertes sucht, verkennt die sittliche Bedeutung des Kontemplativen neben dem Aktiven, Marias neben Martha, die Bedeutung der Demut, die nicht Schwäche und Ruhe, die nicht Trägheit ist. Auch die noch feineren Ideale der Liebe, der Kraft und Grösse, der Hingabe an den Dienst objektiver hoher Werke bieten keine absolute, letzte Norm sittlichen Wertes, denn sie hängen von zu vielen Faktoren ab, die nicht in der Macht des Willens stehen. Liebe verweht, Kraft versiegt, Grösse hat in seiner Weise auch der grosse Verbrecher, und die objektiven Wertgebiete und "Werkinteressen" stehen im Widerstreit gegeneinander. Es bliebe eine letzte Gruppe ethischer Normen, die "das Leben fest machen, von der Täuschung, dem Zufall, der Willkür und der Subjektivität befreien und in eine allgemeine objektive Welt erheben" sollen: Treue zu sich selbst, innere Wahrhaftigkeit allen Seins und Tuns, Gerechtigkeit. Aber hat nicht auch der Räuber seine Treue zu sich selbst und seine Art innerer Wahrhaftigkeit? Was ist

objektiv "gerecht"? Und wieso erlebt der Mensch als "der Uebel grösstes die Schuld"? - Man kann auch nicht sagen, es müsse eben der jeweils höhere Wert dem geringeren vorgezogen werden; dafür sind die verschiedenen Höchstwerte zu inkommensurabel. Welcher wäre jeweils der höhere? Liebe verlangt, was Gerechtigkeit verbietet und Wahrhaftigkeit fordert, was Liebe vermeiden will.- Auch mit der Forderung, individuelle Interessen den Überindividuellen unterzuordnen, ist kein absolutes Richtmass des Gewissens gegeben. Die Gemeinschaftsformen sind ja so mannigfaltig und in ihren Aufgaben teilweise auseinanderstrebend. Zwar sieht Nohl sie alle überragt von dem Ideal eines religiös-konfessionell und völkisch völlig homogenen, gleichartigen Staates (nur schüchtern, wie es scheint, fügt er bei, dass der nicht homogene Staat ihm ganz allein eigene Werte habe). Aber er weiss doch auch um persönliche Rechte und Pflichten, die sich jedem berechtigten Zugriff irgendeines überindividuellen Gebildes entziehen und keinem solchen Gebilde untergeordnet sein können.

So scheint alles Suchen nach einem absoluten Richtmass des Gewissens schliesslich, "an den Grenzen der Ethik", vor Rechts- und Pflichtenkollisionen geführt zu werden, vor denen "die Sicherheit der Sittlichkeit als absoluten Gehaltes unseres Lebens fragwürdig" wird, wo wir weder "das Feuerwerk der Geschichte", noch unser eigenes Wollen letztlich ernst nehmen können. Keine Norm des Lebens will uns mehr "als so absolut und wesentlich vorkommen, als ob in ihr das eigentliche Geheimnis dieser Welt offenbar würde". Von dieser Ungewissheit des Gewissens, das sich doch als das Allergewisseste in uns ausgibt, könnte eine "theonome Begründung" der Gewissensansprüche erlösen, indem "die Religion den Menschen endgültig aus allen (irdischen) Bindungen erheben und in eine absolute Gemeinschaft des Gewissens mit Gott" bringen würde. Aber gegen die Begründung der Gewissensforderungen in der Hoheit des gebietenden Gottes erhebt sich der Anspruch der "Autonomie" menschlicher Vernunft. Religion sei ja stets der gefährlichste Feind der Autonomie gewesen, meint Nohl (mit Recht, wenn Autonomie den Ausschluss jeder Fremdgesetzlichkeit besagt). Autonomie müsse als Grundprinzip aller Sittlichkeit gewahrt bleiben, auch wenn nur eine kleine Elite für sie reif werden könne. Jede religiöse Begründung der Moral hingegen enthalte einen Zirkelschluss. Denn "das Gesetz ist nicht gut, weil es von Gott ist, sondern Gott ist gut, weil er ein solches Gesetz gibt". "Das Gute muss immer erst fest in sich selbst in meiner Ueberzeugung begründet sein". Also nicht auf der absoluten Gutheit Gottes und seinem Herrenrecht darf der Anspruch des Gewissens fundiert werden, sondern auf sich selbst. Oder auf nichts? Das Buch endet mit dem dunklen Satz: Der einzige Weg nach oben sei "der steile Weg der Sittlichkeit, des Wertgehaltes unserer geschichtlichen Arbeit, und die Transzendenz ist nur ein Symbol für die in Sehnsucht ergriffene Realität des höheren Lebens".

Ist das die einzige und letzte mögliche Deutung der "Gewissensstimme", die jeder Mensch erlebt, und weist diese Stimme wirklich nicht stärker über sich und alle Welt hinaus?

Zunächst psychologisch betrachtet erweist sich das Gewissenserlebnis. (neben dem religiösen Erlebnis) als das eigenartigste, ganzheitlichste, in einem wahren Sinne autonomste Erleben der Menschenseele. Die hier erlebten Werte stehen vor der Seele als Werte ganz eigener Art, von allen Genuss- und Nutzwerten, Natur- und Kulturwerten wesentlich verschieden und sie alle überragend. Sie stehen vor der Seele als absolut gültige Normen, nach denen sich nicht nur der Wert irgend

welcher Einzelleistung, sondern das Wertsein oder Unwertsein schlechthin des Menschen bemisst. Sie stehen als unbedingt fordernde und verbindliche Normen da, denen alles Wollen und Wirken sich beugen müsse. Die Gefährdung der Harmonie zwischen unserem Wollen und diesen Wertnormen wird als Bedrohung unseres wesentlichsten Lebenswertes erlebt -- "der Uebel grösstes aber ist die Schuld" (Antigone). Im Verlust dieser Harmonie weiss sich der Mensch irgendwie in seinem Sein entwertet, aus der rechten Ordnung und Sinnfülle des Lebens und allen Seins herausgerissen, "verderbt" und "schuldig". Mit dem Mysterium der Schuld ist der Anfang der "Psychologie des Verfluchtseins" über die Menschenseele gekommen. Nur die Neuorientierung nach den Gewissensnormen wird als "Wiedergeburt" erlebt.- Das Gewissenserlebnis ist sodann, wie kaum ein anderes, im Ganzen der Seele, in allen ihren Schichten verwurzelt, in Verstand und Gemüt, im Bewussten und im Unbewussten, darum in vielen Einzelfällen und in seiner Vollentwicklung von alledem mitbedingt. Aber, wie sehr auch die letzte Klarheit und Feinheit der Gewissensstimme in manchen Dingen ihrer besonderen Entwicklung und Pflege bedarf, so erlebt der Mensch doch die Grundwerte und Grundforderungen seines Gewissens mit einer seltsamen Unmittelbarkeit, als wären sie ihm "angeboren".- In seinen Forderungen ist das Gewissen sodann in einem wirklichen Sinne autonom, insofern keine Autorität und kein Gut der Welt herrschend über ihm zu stehen hat.

Für eine Psychologie, die (ihrem Namen gemäss) Kunde vom Sinn des Seelenlebens (vom "Logos des Seelischen") sein will, wird die erlebte Stimme des Gewissens nur verständlich als Ausdruck des wesentlichsten, tiefsten Lebensdranges der geistigen Persönlichkeit. Sie erscheint dann zunächst als Kundgebung des "appetitus naturae", der Dynamik des geschaffenen Geistes, die in allem einzelnen Wollen und Wirken zum stets mehr vollendeten eigenen geistigen Sein hindrängt. Die "anspruchsvolle", den besten Menschen nie ganz in Ruhe lassende Unbedingtheit der Gewissensstimme verrät den Lebensdrang eines geschaffenen Geistes, der über alles Begrenzte, Zufällige, Vergehende, Irdische hinaus darauf hinarbeiten muss, dass im Geiste eine Ähnlichkeit, ein Bild der absoluten Gutheit und Heiligkeit Gottes ausgeprägt werde, des Gottes, der seine Wertfülle in seinem Gesetze offenbar werden lässt. Ein "autonomes" Gewissen wäre mit seinem "fordernden" Charakter unverständlich. Denn das Gewissen ist das wesentlich notwendige Rufen des geschaffenen Geistes darnach, dass er die Heiligkeit Gottes wiederstrahle, dass er so "den Herrn seinen Gott verherrliche, ihm diene und damit sein eigenes Sein zur Vollendung entfalte".

Wege der Erneuerung in Frankreich.

Der militärische Zusammenbruch Frankreichs ist für uns -nachträglich- selbstverständlich. Er war vielleicht nur der Gradestoss für eine alte Welt, die von 1789. Er offenbarte nicht nur militärische Schwäche, sondern auch geistige, gesellschaftliche und moralische. Die militärische war vielleicht nur Folge. Schon lange vor 1940 wiesen einsichtige und weitschauende Männer auf die korrupten Zustände hin, aber weder Regierung noch Volk rafften sich zu Taten auf. "Wenn man die Geschichte dieser vergangenen Jahre studiert, überrascht einen die Begegnung mit soviel Reden und so wenig Taten. Frankreich war, an Händen und Füßen gebunden, Rednern und Schwätzern ausgeliefert", so hart urteilt Henry Bordeaux. Aber er steht nicht allein. Die Erneuerung von innen war gefordert und wurde gefordert, aber erst die Not vermochte

der ganzen Nation die Augen zu öffnen. Man brachte den Mut nicht auf, das Kartenhaus selbst zu liquidieren. Frankreich aber hat dann doch auf dem Schlachtfeld seine Ehre bewahrt und sich dadurch von bewundernswerter Grösse gezeigt, dass es sich nach der Katastrophe nicht aufgab, sondern den Weg in eine neue Zeit mit neuen, bessern Wertungen eingeschlagen hat. Es handelt sich gar nicht darum, wie lange der tapfere Marschall Pétain selbst die Regierung führt. Alles Schrifttum, das heute aus Frankreich zu uns gelangt, beweist, dass die Nation in grossem Masse sich selbst wieder gefunden hat und an den Neuaufbau (nicht "Wiederaufbau"!) geht. In gewissem Sinn kann man sogar sagen: Das Unglück hat die Bahn freigelegt für das, was die bessern Kräfte schon lange gerne getan hätten; sie atmen auf und gehen ans Werk.- Was also gesagt werden kann über den neuen Geist, steht und fällt nicht - wie wir glauben und wünschen - mit der Regierung Pétains. Die neuen Gedanken sind Bausteine des neuen Europa. Es lohnt sich, sie in grossen Zügen zu überblicken. Diese knappen Zeilen wollen kein Register der Personen, Institutionen, Bewegungen und Schriften des neuen Frankreich geben. Das alles ist zudem im Wandel begriffen. Zur Dauer bestimmt ist aber die neue Haltung, ist das Metanoëite. Dieses wollen wir sehen, - in knapper, doch genügender Auswahl.

Ganz allgemein gilt: Frankreich schafft sich nicht nur neue Institutionen, sondern lebt aus einem andern Geist. Neu oder alt, wie man will. Die besten Traditionen französischer Grösse - und was wäre je neuer als Geschichte und Tradition - werden wieder entdeckt, die immerwährenden Lebensquellen. Man könnte sagen: H i n w e n d u n g z u m E l e m e n t a r e n auf allen Gebieten, im Gegensatz zu den abstrakten Idealen der "grossen Revolution". Diese mochten "erhebend" sein, aber ihre Abstraktheit bedeutete nicht Selbstbewusstsein lebendiger, also konkreter Wirklichkeiten, sondern losgelöste, freischwebende und darum schliesslich tödende Allgemeinheit. Man übertrage den folgenden Abschnitt aus einem Aufsatz von E. Mounier ("Esprit", August 1941) auf die gesamte heutige Geisteshaltung in Frankreich, und man hat sie erfasst:

"Der Humanismus, den wir suchen, ist ein f r a n z ö s i s c h e r. Was kann das heissen? Werden wir, am Tag nach unserer Niederlage, wie einstmalig Spanien, Europa den Rücken kehren und in einer Art heiliger Gelassenheit rufen: Wir wollen für uns sein? Keineswegs. Frankreich verzichtete auf sich selbst, wenn es auf den Universalismus verzichtete, zu dessen kühnster Vorhut es immer gezählt hat. Das 19. Jahrhundert hat i n e i n e m A t o m z u g die Idee der Nation und den Sinn des Universalismus zugrunde gerichtet. Unser Vorwurf an den Internationalismus geht nicht darauf, dass er an Werte glaubte, die über die Einzelnationen hinausgreifen; das ist eine bleibende Errungenschaft jeder christlichen Zivilisation. Wir werfen ihm vor, diese höhern Werte in unpersönlichen Abstraktionen gesucht zu haben, die, weil unpersönlich, jeder gelebten Wirklichkeit unterlegen sind, ganz besonders der nationalen Wirklichkeit. Wir werfen ihm seine Meinung vor, dass das Höhere nur nach Verneinung des Untergeordneten bestehen könne, der Universalismus des Gedankens und die Gesellschaft der Staaten nur nach Vernichtung des nationalen Empfindens".

So beginnt man heute mit unwirklichen Konstruktionen aufzuräumen und die ewigen lebendigen Quellen des wahren, konkreten Lebens aufzusuchen, wieder zu entdecken und von ihnen her ein naturgerechtes, seinsgerechtes nationales und persönliches Leben aufzubauen. Viele Utopien sind gefallen. Hören wir nochmals Mounier:

"Wir haben zu viel Gedankenkunststücke gesehen, die von der geistigen Freiheit auf die christliche Demokratie springen, vom Monotheismus auf die Monarchie, von der Gemeinschaft der Heiligen auf den Kollektivismus oder auf den Massenstaat, als dass diese Verbindungen uns nicht samt und sonders verdächtig geworden wären. Die Institutionen folgen ihrem geschichtlichen Weg, über den wir nicht mit einer Theologie "ne varietur" urteilen können, und es ist nutzlos, alle 50 Jahre die christlichen Werte durch einen neuen Avatar in der Profangeschichte zu kompromittieren. Der christliche Demokratismus ist die letzte dieser Unklugheiten; er ist nicht die einzige".

In wenigen, aber umso ergreifenderen Worten hat Marschall Pétain selbst die Ursachen des Zusammenbruchs und die Wegweisung in die Zukunft gegeben. In seinem Aufruf vom 20. Juni 1940 die Ursachen:

"Zu wenig Kinder, zu wenig Waffen, zu wenig Verbündete, das sind die Gründe des Zusammenbruchs.. Nach dem Siege (von 1918) hat der Geist des Genusses über den Geist des Opfers gesiegt. Man hat mehr gefordert als gedient. Man wollte der Anstrengung ausweichen; heute ist das Unglück da!"

Und am 25. Juni, dem Tag des Waffenstillstandes, der Ausblick nach vorwärts: "Von heute an haben wir unsere Anstrengungen auf die Zukunft zu richten. Eine neue Ordnung beginnt. Bald seid ihr euerm Heim wieder zurückgegeben. Manche müssen es wieder aufbauen.- Ihr habt gelitten. Ihr werdet noch leiden.. Euer Leben wird hart sein. Ich bin nicht der Mann, der euch mit trügerischen Worten blenden will. Ich hasse die Lügen, die euch soviel Elend gebracht haben. Die Erde lügt nicht. Sie bleibt eure Zuflucht. Sie ist das Vaterland selbst. Ein brachliegendes Feld ist ein Stück Frankreich, das stirbt. Eine Furche, von neuem mit Korn besät, ist ein Stück Frankreich, das wiedergeboren wird. Erhofft nicht zuviel vom Staat, der nur geben kann, was er selbst empfängt. Zählt für die Gegenwart auf euch selbst und für die Zukunft auf die Kinder, die ihr im Bewusstsein der Pflicht erziehen werdet. .. Unser Unglück kommt von unsern Vernachlässigungen. Der Geist des Genießens zerstört, was der Geist des Opfers aufgebaut hat. Wozu ich euch aufrufe, das ist zunächst eine geistige und moralische Erneuerung. Franzosen, ihr werdet sie vollbringen und ihr werdet, das schwöre ich, ein neues Frankreich erstehen sehen durch euren Einsatz!"

Aus diesen Gedanken entwickelt Henry Bordeaux die Kapitel seines Buches: "Les murs sont bons" (Librairie Arthème Fayard):

"Fürs erste, die Zahl hat uns gefehlt. Woher kommt die Zahl? Die Zahl, das ist die Familie. Wir müssen also die Familie wiederherstellen. Das Material hat uns gefehlt. Das Material, das ist die Fabrik, das ist der Arbeiter, das ist die Arbeit. Wir müssen also die Arbeit organisieren.

Die Autorität hat uns gefehlt: Die Autorität, das ist die Hierarchie, das ist die Ordnung, das ist der Befehl, das ist die Verantwortung. Wir müssen also die Autorität wiederherstellen.

Die Erde ruft uns. Wir haben sie zu sehr vernachlässigt. Frankreichs Volk ist vor allem ein Volk von Bauern. Der Staat ist Fürsorgeanstalt geworden, bei der jedermann Hilfe und Vorteil heischte. Aber der Staat geht bankrott, wenn nicht jeder seine eigene tägliche Anstrengung und seinen persönlichen Willen mitbringt".

Auf einmal wird also die Erde wieder entdeckt (- Henri Bordeaux gehört allerdings zu jenen, die sie schon immer kannten und verkündeten-), die Familie, die Autorität, die Arbeit, kurz all das, das die Lebenskraft, die geistige und materielle, einer Nation ausmacht und dauern lässt.- Am 15. August 1940 konnte die "Revue de Deux Mondes" eine Rede des Marschalls veröffentlichen, die dieser im Jahre 1934 gehalten hat. Mit vielsagendem Weitblick hatte er die Schäden und Gefahren im Leben Frankreichs gesehen:

"Unser Erziehungs-system unterliegt einer grundsätzlichen Täuschung: der Meinung, man brauche nur den Geist zu unterrichten um die Herzen zu erfassen und den Charakter zu stählen ... Die französische Schule von morgen wird mit der Achtung vor der menschlichen Person auch die Familie, die Gemeinschaft, das Vaterland hochzuschätzen lehren. Sie wird nicht mehr neutral sein wollen. Das Leben ist nicht neutral; es besteht darin, kühn Partei zu ergreifen. Es ist keine Neutralität möglich zwischen wahr und falsch, zwischen gut und böse, zwischen Gesundheit und Krankheit, zwischen Ordnung und Unordnung, zwischen Frankreich und Gegen-Frankreich. Die französische Schule wird vor allem national sein, weil die Franzosen kein höheres gemeinsames Interesse haben als das Frankreichs..

Es war dem Christentum vorbehalten, die Achtung der Arbeit und des Arbeiters aufzurichten. Da ja die Ungläubigsten unter uns sich darin gefallen, heute die christliche Zivilisation für sich zu fordern, so mögen sie uns helfen, in unserm Volk den Sinn, die Liebe und die Ehre der Arbeit wiederherzustellen..

Wir müssen den französischen Menschen wieder mit der Erde verwurzeln..

In ihrer ganzen Ausdehnung diese Mannes-tugenden wiederherzustellen, darin besteht das ungeheure Problem, das sich heute stellt. Die Bildung einer sportlichen Jugend entspricht einem Teil dieses Programms...

Die Einheits-schule war eine Lüge unter vielen andern, sie war, unter der Deckfarbe der Einheit, eine Schule der Trennung, des sozialen Kampfes, des nationalen Niedergangs".

Heute erkennt man endlich jene Kreise und Menschen als Hoffnung Frankreichs, die den Gottesglauben, den Rechtssinn, die Verantwortung, den Gemeinschaftsgeist und das nationale Bewusstsein hochgehalten haben inmitten einer Welt der "école laïque", der verantwortungslosen Politik, des Klassenkampfes, des Materialismus und faden Internationalismus. Heute klammert man sich wieder an die Familie, an die Erde, an die Arbeit, die Tradition und Geschichte, während vorher Ehescheidung und Kinderlosigkeit, Genussucht und Entwurzelung überhandnahmen. Angesichts der Trümmer einer liberalen Gesellschaftskonstruktion räumt heute eine totalitäre Staatsgestaltung mit der unorganischen Demokratie auf und erkennt, dass Freiheit in Verantwortung besteht. Totalitär heisst in diesem Sinne die gesunde Mitte zwischen Individualismus und Massenstaat (vgl. Mounier, in "Esprit", August 1941).

Wir können nichts prophezeien über die innen- und aussenpolitische Zukunft Frankreichs. Aber man gewinnt aus der Fülle des Materials den bestimmten Eindruck, dass eine neue Zeit angebrochen ist, in der Frankreich die gesunden Lebensquellen wiederfindet im Neubau aus dem Elementaren. Und elementar ist auch Gott.

Wir wollen nicht idealisieren. Marschall Pétain konnte mit der Ernennung Chevaliers zum Unterrichtsminister nicht durchdringen.

Das Frankreich der "école laïque" wehrte sich gegen die Einführung des Gottesnamens. Für Chevalier errichtete Pétain darauf das Ministerium für die Familie.- Aber es will doch schon viel heissen, dass man soweit ist. Auf alle Fälle ist die Front nun in Bewegung gekommen, und es ist gut so.

Erneuerung (cf. S.189)

In der letzten Nummer dieser Blätter (S.189-92) haben wir uns mit den Gedanken der von Roman Boos herausgegebenen Benedikt Hugli-Korrespondenz und der vom gleichen Verfasser geschriebenen Broschüre "Der Ordensstaat des weissen Kreuzes" auseinandergesetzt.

Ohne dass eine bewusste Bezugnahme auf Roman Boos vorliegt, scheint uns doch eine Veröffentlichung der Neuen Helvetischen Gesellschaft, Ortsgruppe Basel, das ausgesprochene Gegenstück zum "Ordensstaat des weissen Kreuzes" zu bilden. Es handelt sich um einen Vortrag des Philosophen Prof.Dr.Heinrich Barth, der bereits am 21.Nov.1940 im Rahmen der N.H.G. zu Basel gehalten wurde, erst kürzlich aber mit einem Geleitwort von Ernst v.Schenk versehen, im Druck erschienen ist (Verlag Helbling & Lichtenhahn-Basel, 1941).

Gerade auf den B e t t a g im 650. Jahre der Eidgenossenschaft mögen manche Gedanken äusserst beachtenswert sein, die uns hier von einem Philosophen vorgelegt werden. Die Broschüre ist betitelt:

II. "Der Schweizer und sein Staat"

a) Die Eigenart der Schweiz. Heinrich Barth wendet sich zunächst den Erneuerern zu, die aus dem Zwang der geschichtlichen Entwicklung des heutigen Europa glauben, dass auch dem Schweizervolk "die Stunde" geschlagen habe. Er macht solche Defaitisten darauf aufmerksam, dass "die Geschichte in Wahrheit kein Mechanismus ist, dessen Gang durch den 'Weitblick' der Klugen und Zeitgemässen zu erraten wäre, ist es doch vielmehr von einem Zeitpunkt zum andern eine neue offene Frage, was sich erreichen wird".

Viel bedeutsamer als diese vielleicht nicht ganz stichhaltige Antwort -denn es gibt wohl auch in der Geschichte Entwicklungsgesetze, die sich zwar nicht wie ein Mechanismus, wohl aber nach Art des organischen Lebens mit Notwendigkeit durchsetzen und solche Entwicklungslinien zeichnen sich auch im heutigen Europa mehr oder weniger deutlich ab (cf."Apolog.Blätter" Nr.9) -ist die zweite Mahnung Barths, doch nicht zum blindwütigen Anbetern militärischer Machtmittel zu werden. "Wieso soll der erfolgreiche Einsatz von Machtmitteln für die tief geistigen Fragen der Staatsgestaltung eine beweisende Kraft haben? Wieso wird die schweizerische Demokratie dadurch entwertet, dass es antidemokratischen Mächten gelingt, sich in Europa durchzusetzen?"

Mit Schlagworten, wie dem von der "Neuordnung Europas" oder vom "weltgeschichtlichen Umbruch" und vom "Anschluss an das neue Zeitalter" weiche man heute dem Ausblick auf Kampf und Leiden aus und vergesse, dass im "äussersten Fall 'Untergang' nicht dasselbe ist wie Zusammenbruch! Wenn uns die Leiden des Untergangs nicht verspart bleiben sollten, dann kann uns doch keine Macht der Welt zwingen, im

Wegwerfen unserer selbst zusammenzuberechnen".

Wohl aber zwingt uns die heutige Lage zur Besinnung und zur Erhöhung des eigenen Wertes. Diesen findet Barth nicht im blossen eine - "Eigenart" - besitzen. Eine blosser "Variation" gibt einem Kleinstaat kein Existenzrecht, es bedarf einer qualitativ gewichtigen Verschiedenheit, einer geschichtlichen Mission. Barth meint, diese könne in der Schweiz nicht in einem einheitlichen Volkstum gesucht werden; die Schweiz sei kein "volkshafter verbundener Bereich von Menschen, der darauf angelegt ist, sich zum Staat zu gestalten". Sie bleibe darum von einer "platten, robusten Selbstverständlichkeit des Daseins" bewahrt, werde aber auch "nicht von dessen Instinkten vergiftet". Der Schweizer Staat ist kein natürliches Ergebnis völkischer und kultureller Realitäten. Es ist somit ganz sinnlos, die Ideologien heutiger, auf solchen Realitäten basierender Staaten auf die Schweiz übertragen zu wollen. Die Schweizer Eigenart und Sendung bestehe vielmehr in einem "politischen Geist von spezifischer Art". Diese bestehe im Bekenntnis zur "Demokratie als der wesentlichen humanen Staatsform und zum Gedanken einer Gemeinschaft der Völker".

b) Kritik an der Schweiz von heute. Solche Haltung gegenüber dem "Umbruch der Zeit" hindert Barth aber nicht, auch seine Kritik an der Schweiz von heute zu üben. Er geht dabei von dem Gedanken der Oxfordbewegung aus, dass wichtiger als eine Verbesserung der Institutionen die Erneuerung des Menschen von innen her sei. Ohne diese erscheint ihm alle Debatte über die bessere Staatsgestaltung "ein wirklichkeitsfremdes Gerede". Freilich müsse solche Erneuerung des Menschen dann in die Tiefe gehen, wolle man nicht in fadem Moralismus versanden.

1. Der christliche Glaube. Es erscheint Barth darum gefährlich, auf den "gesunden Sinn des Schweizervolkes" und seine "wohlmeinende, gemütliche Bürgerlichkeit" allzu grosse Stücke zu bauen. "Solche Genügsamkeit ist für die Grundlage christlichen Glaubens, auf der sich einst auch in der Schweiz das staatliche Leben aufgebaut hat, kein hinlänglicher Ersatz". Die Bindung des Menschen durch eine "letztgültige Verantwortlichkeit" sieht Barth als allgemeinemenschliche Voraussetzung des Staates überhaupt an. Man hat sie in der Schweiz leider weitgehend verloren (siehe den Leitartikel dieser Nummer). Es erscheint ihm darum auch ein in geistiger und kultureller Hinsicht "neutraler Staat" unfähig, das geschichtliche Erbe eines Bundes zu wahren, "der einst in nomine Domini" geschlossen worden ist. Wir haben es in unseren Nachbarländern mitansehen müssen, dass mit dem geistig neutralen Staat die Auflösung Hand in Hand geht".

2. Herrschaft des Volkes. Sodann versucht Barth eine Kritik an der heute landläufigen Auffassung von Volksherrschaft, die ja durch das Wort Demokratie proklamiert wird. Hier hält er ein strenges Gericht. Er spricht von "ideologisch übersteigertem Begriff". Weder könne das ganze "Volk" herrschen: Männer, Frauen, Kinder, Normale, Geisteskranke, Verbrecher..., noch könne von eigentlichem "Herrschen" gesprochen werden, wo es sich doch nur um bestimmte staatsbürgerliche Handlungen, wie Wahlen und Abstimmungen handle.

3. Volksvertretung: Noch schärfer blitzt das Schwert seiner Kritik bei Behandlung der "Volksvertretung", die aufgefasst werde als Parlament, in dem das Volk noch einmal "präsent" werde, gleichsam in verkürzter Form. "Das Volk" meine sodann, der "Volksvertreter" habe zu tun, was das Volk will, während sich anderseits der Volksvertreter -durch jene Ideologie gedeckt- einer eigentlichen vorantwortlichen Entscheidung entzieht, indem er auf die Meinung der Wähler zurückschleicht.

4. Der Durchschnittsmensch: Folge solcher Auffassung von Volksherrschaft und dazu noch des proportionalen Wahlverfahrens sei sodann, dass Personen mit ausserordentlichen Begabungen nicht mehr zur Geltung kommen. Bundesratswahlen würden zu einer Sache peinlicher Verlegenheit; die Höhe der Bundesversammlung lasse sich mit der früherer Generationen keineswegs vergleichen; die Gestalt des "Staatsmannes" wird zur unbekanntenen Grösse.

5. Der Nationalgötze: Diese leicht missverständliche Kritik will Barth keineswegs auf die Demokratie schlechthin angewandt wissen. Sie gilt ihm nur von jener Auffassung des "Volkes", die rein numerisch Quantitäten wägt und die den Willen der Mehrheit bloss aus dem formalen Grund, weil es ein Mehrheitswille ist, als das orakelhaft Richtige ansieht. Das Volk wird damit zum Götzen. Der Volksvertreter jagt mit allen Mitteln nach Stimmen; die Masse wird vom Machtrausch ihrer Zahl erfasst; Minderheiten werden an die Wand gedrückt, es löst sich alles in Interessenkämpfe auf. "Unsere Demokratie würde dann nur eine Abart der heute weithin dominierenden Brutalität in die Erscheinung treten lassen, wenn sie der Macht der Diktatoren, der Macht der Einheitsparteien, der Macht der Militärkaste, des "obersten Rates", der Finanzkreise, der Gewerkschaften und Syndikate nichts Besseres als die Macht einer Mehrheit gegenüberzustellen hätte. Es ist sicher nicht einzusehen, wieso gerade dieser Form der Macht ein besonderer Adel innewohnen soll... Und eben diejenigen, deren Denken instinktiv auf Machtverhältnisse ausgerichtet ist, werden die ersten sein, die umkippen, wenn sie es mit offenkundiger Uebermacht zu tun haben". Barth glaubt, das Schweizervolk von der stillen Verehrung dieses Nationalgötzen nicht ganz freisprechen zu können. Die bürgerliche Allgemeinheit ist geneigt, allein an sich selbst zu glauben und sich selbst zum Mass aller Dinge zu machen. So liegt das Gebrechen der schweizerischen Staatsgesinnung vorzüglich darin, "dass wir uns beständig selbst im Lichte stehen." In ruhigen Zeiten mag ein Staat mit solcher Auffassung bestehen können; zu ausserordentlichen Leistungen wird er nicht befähigt sein.

Als wahre demokratische Haltung bezeichnet der Autor demgegenüber mit Berufung auf den Bundesbrief von 1291, in dem nichts von einer Umkleidung des Volkes mit dem Nimbus halbgöttlicher Autorität zu lesen sei, die Richtung auf das gemeinsame Ziel, wobei alles Handeln der Bürger streng auf die Verwirklichung des Bundeszweckes ausgerichtet ist. Dieses liegt neben der Selbsterhaltung auch in der Ausgestaltung des Staatswerkes, die wahrlich der "tieferen Richtlinie" nicht entbehren darf. Nochmals kommt hier Barth auf die Verankerung in Gott zu sprechen. Ist diese Haltung im Bürger vorhanden, so billigt Barth durchaus die allgemeine Wahl, weil durch solche Aufforderung aller "zur Teilnahme an der Verantwortung die Persönlichkeit jedes einzelnen Staatsbürgers wie durch keine andere Staatsform geadelt und ausgezeichnet wird". Aus solcher Haltung

ergäbe sich ferner, dass es dem Wähler deutlich bewusst wird, "dass eine Regierung nicht nur dazu da ist, einen in ihm selbst schon vorhandenen Staatswillen "auszuführen", sondern eine Fülle von Entscheidungen zu vollziehen, die schlechthin jenseits seiner Möglichkeiten liegt". In solchem Rahmen haben die Parteien durchaus ihren Sinn, um das politische Wollen auszuprägen, und Barth selbst setzt auf sie die grössere Hoffnung als auf die "geschichtsfremden Bünde der Erneuerung".

c) Wertung. Wir müssen dem Philosophen Prof. Heinrich Barth dankbar sein, dass er unmissverständlich aufgezeigt hat, -und darauf laufen schliesslich alle seine Ausführungen hinaus- wie jede Demokratie -wohl mehr sogar als andere Staatsformen- nur dann von Bestand sein kann, wenn sie ohne alle Selbstvergötterung auf Menschen gegründet ist, die in letztgültiger Verantwortlichkeit vor Gott zu stehen wissen. Eine Mahnung, die auf den Betttag nicht ungehört verhallen sollte.

Die Frage, woher es kommt, dass diese Verantwortlichkeit auch in der Schweiz am Schwinden ist, stellt Barth eigentlich nicht. Er gibt darum zur Besserung auch nur die Erneuerung des inneren Menschen an. So wichtig diese auch ist- und dass sie das Wichtigste sogar ist, zeigt der Vortrag- so wird sie durch blosser "Lehre" wohl nie erreicht werden. Geist und Tat, Lehre und Leben müssen stets miteinander verflochten sein. Eben weil man sie getrennt hat, sieht man vielfach nur noch die Macht des Volkes, ohne seinen tiefen Lebensgrund in Gott zu beachten, und vergötzt es. Aufgabe des Staates wird es darum sein, durch erzieherische Massnahmen das Volk wieder zu verankern in Familie, Beruf, echter Gemeinschaft und Gott.
